

Eine Zwischenrevision des Queer Reading

JÁN DEMČIŠÁK

DIE FRAGE DER DISZIPLINIERUNG

Seit Anfang an setzt sich die Queer Theory mit der Frage auseinander, ob *queer* als intellektuelles und epistemologisches Projekt im Dienste der Wissenschaft seinen provokativen, irritierenden und herausfordernden Charakter beibehalten kann. Bereits kurz nach der Einführung des Begriffs in den akademischen Kontext musste de Lauretis konstatieren, dass ihre ursprüngliche Idee zur leeren Kreatur der Publikationsindustrie geworden ist (1994, 297) und knapp eine Dekade später fasst Halperin (2003) zusammen, dass *queer* überraschend früh der Institutionalisierung und Normalisierung unterlag. Nach wie vor äußern auch andere Theoretikerinnen und Theoretiker (z. B. Judith Butler, Lauren Berlant, Michael Warner, Annemarie Jagose u. a.) ihre Bedenken bezüglich der normativen Vereinnahmung von *queer* (Jagose [1996] 2001, 13). Im deutschsprachigen Raum ist es zum Beispiel Sabine Hark, die sich zur Frage der Disziplinierung von *queer* im akademischen Kontext äußert:

das Ziel ist nicht, eine neue, kanonisierte und damit zu reproduzierende Disziplin zu werden, sondern neue Formen und Modi der Produktion von Wissen, von Theorie zu entwickeln. In diesem Sinne ist ein Ziel durchaus auch Disziplinierung, wenn wir Disziplinierung als *Einübung* in eine Praxis, in der „Theorie“ ein Set umstrittenen, lokalisierten und konjunkturellen Wissens ist, das dialogisch debattiert wird (2004, 79).

Jedoch ist diese gut gemeinte Einübung in die Praxis nichts anderes als das, was Halperin an dem hypothetischen Beispiel aus dem universitären Alltag demonstriert: „B+: you made good use of Sedgwick, but you neglected to mention Michael Moon“ (2003, 343). Ein reales Beispiel lieferte meine eigene Erfahrung, als ich im Peer-Review-Verfahren eines Besseren belehrt wurde, man solle auf jeden Fall die Publikation XY berücksichtigen oder Queer Reading müsse unbedingt mit der Dekonstruktion in Zusammenhang gebracht werden. Dies signalisiert, dass es bereits eine normativ verankerte und regulierende Vorstellung von Queer Reading gibt und dass „die Queer Studies im Bereich der Germanistischen Literaturwissenschaft einen gewissen Grad an Institutionalisierung erreicht haben und queere Theoriebildung im Deutungskanon angekommen ist“ (Babka [2008] 2009, 4).

In meinem Beitrag möchte ich näher auf die kanonisierte Auffassung von Queer Reading in der germanistischen Literaturwissenschaft eingehen. Dabei interessiert mich, welche Aspekte des aus dem anglo-amerikanischen Raum stammenden Kon-

zeptes im Rahmen der Disziplinierung von *queer* in der deutschsprachigen literaturwissenschaftlichen Praxis fokussiert werden und welche an die Peripherie bzw. über die Grenzen des Sichtbaren hinaus abgedriftet sind. In diesem Zusammenhang richte ich meine Aufmerksamkeit auf das Theorem des Textbegehrens und dessen wenig beachtete Präkonzepte, auf die Missverständnisse bezüglich der politischen Dimension des Queer Reading, auf die Prozesse der Signifikation und Resignifikation, in denen sich dieses Lektüremodell konstituierte und auf die innere Stratifizierung des Modells im deutschsprachigen Raum. In Anlehnung an das spätere Werk der amerikanischen Literaturwissenschaftlerin Eve Kosofsky Sedgwick und in Anbetracht der neusten Entwicklungen auf dem Gebiet der Queer Theory plädiere ich für die Entwicklung von neuen reparativen Praktiken des queeren Lesens und für die Revision der bisherigen normativitätskritischen und dekonstruktivistischen Sichtweisen. Ich erhoffe mir von dieser Zwischenrevision, dass sie die Möglichkeit und Notwendigkeit der Verschiebung, Rekontextualisierung und Erweiterung des Queer Reading aufzeigt, und dass sie zentrifugale und zentripetale Bewegungen auslöst, die der akademisch-hegemonialen Verfestigung des Queer Reading entgegenwirken können.

DAS UNSICHTBARE THEOREM

Das *Metzler Lexikon Literatur*, das als Beweis für die literaturwissenschaftliche Kanonisierung von *queer* zitiert werden kann, definiert im Artikel *Queer Studies* die Methode des Queer Reading folgend:

Die auf Diskursanalyse, Intertextualität und Dekonstruktion gegründeten Lektüren von kulturellen Dokumenten wie lit. Texten oder Filmen erkunden die „symbolischen Ordnungen“, in denen die Konstruktionen des Geschlechts/der Sexualität lesbar werden, auch wenn sie nicht mit dem artikulierten Begehren des Autors und seiner Figuren identisch sind, sondern diese subvertieren. Dabei betonen die Q. St. das performative Potential lit. und kultureller Phänomene und suchen die Lösung gesellschaftlicher Ungerechtigkeiten nicht in der dialektischen Analyse (Aufhebung der Widersprüche), sondern in der Ästhetisierung (Gestaltung der Widersprüche) (Härle 2010, 624).

Ganz korrekt werden an dieser Stelle zwei wesentliche Aspekte des Queer Reading benannt und zwar die Subversion der kulturell konstruierten symbolischen Ordnung und die Kraft der Performativität, die sich jeweils auf die Kategorien des Geschlechts und der Sexualität beziehen. Die Kategorie des Begehrens, die bekanntlich zusammen mit dem Geschlecht und der Sexualität verwoben ist und die als Teil von kulturellen Identitätskonstruktionen verstanden werden kann, geht in der nicht besonders geglückten Paraphrase der Gedanken von Andreas Kraß unter. Denn das, was mit dem artikulierten Begehren des Autors oder der Figuren nicht identisch sein muss (aber durchaus sein kann), sind nicht die Konstruktionen des Geschlechts/der Sexualität, wie es uns die Logik des Textes suggeriert, sondern es ist die spezifische, auch wenn etwas unklare Kategorie des „Textbegehrens“. In den Worten von Andreas Kraß rechnet die als Queer Reading bezeichnete Leseweise „mit der Möglichkeit eines Textbegehrens, das in einer unterschweligen symbolischen Ordnung kodiert und nicht mit jenem Begehren deckungsgleich ist, das sich in den Stimmen des Autors, des Erzählers und der Figuren artikuliert“ (2003, 22). Das Theorem des

Textbegehrens gehört aus meiner Sicht zu den relevanten Aspekten von Queer Reading. Kraß assoziiert es zuerst mit der Spannung zwischen der Ebene des Subtextes und der Textoberfläche (2002, 140), später versucht er das Begehren des Textes unter dem Rückgriff auf die Theorien der Grenzüberschreitung von Jurij M. Lotman und des Übergangsritus von Arnold van Gennep aufzuschlüsseln (2008). Dies wirft jedoch eine Reihe von weiteren Fragen auf, wie es die Resonanzen von Disoski, Klimpfinger und Schwendinger oder Malle in dem Sammelband *Queer Reading in den Philologien* von Babka und Hochreiter (2008) demonstrieren. Julia Malle schlägt in diesem Zusammenhang vor, als Analyseansatz zur Dekodierung des Textbegehrens Foucaults Theorie der heterotopischen und utopischen Räume zu überprüfen (2008, 47).

Teilweise differenzierter versucht sich mit diesem Theorem Susanne Reichlin auseinanderzusetzen. In ihrer Arbeit macht sie u. a. darauf aufmerksam, dass der Begriff „Textbegehren“ in die Germanistik bereits von Helga Gallas eingeführt wurde. Da er jedoch der Psychoanalyse Lacans verpflichtet sei, eigne er sich nur bedingt für eine Analyse mittelalterlicher Erzählungen (2008, 222). Reichlin erklärt dabei nicht, warum die psychoanalytische Auffassung weniger geeignet als die poststrukturalistische bzw. queer-theoretische sein soll, vor allem wenn der mittelalterliche Text in beiden Fällen mit Hilfe einer neuen Theorie interpretiert wird. Terminologisch bevorzugt Reichlin den Ausdruck „textuelles Begehren“ und lehnt sich dabei inhaltlich an R. Howard Bloch und Andreas Kraß an. Sie möchte genauer als Bloch zwischen Handlungs- und Erzählebene unterscheiden und ähnlich wie Kraß siedelt sie das textuelle Begehren auf der Ebene der symbolischen Ordnung an. Dagegen scheint ihr insbesondere die Unterscheidung zwischen „Oberfläche“ und „Subtext“ oder zwischen „heteronormativer Zeichenökonomie“ und „Schattengeschichte“ problematisch, weil ihres Erachtens „mit einer solchen ‚Hermeneutik‘ das komplexe Ineinandergreifen unterschiedlicher Textstrategien nicht erfasst werden kann“ (240, Anm. 59). Reichlin führt in ihrer Studie jedoch eine andere Differenzierung ein, sie unterscheidet zwischen dem textuellen, hermeneutischen und sexuellen Begehren. Weil sie jedoch das hermeneutische Begehren genauso wie das sexuelle mit der literarischen Figur und nicht mit dem Text selbst verknüpft, kann sie analytisch nur das beweisen, was Kraß theoretisch als Unterscheidung zwischen dem Begehren auf der Ebene des Textes und dem Begehren auf der Ebene des Autors, des Erzählers oder der Figuren beschreibt. Die unterschiedlichen Kategorien des Begehrens bei Reichlin wirken schließlich auch deswegen verschwommen, weil sie insgesamt rein psychoanalytisch als Mangel oder Absenz begründet werden (241).

Im Gegensatz zu Reichlin leitet Andreas Kraß (2003) den Begriff des Textbegehrens vom Lektüremodell ab, das Sedgwick in ihrem Buch *Between Men. English Literature and Male Homosocial Desire* ([1985] 1992) entwickelte. Obwohl auch diesem Modell die Psychoanalyse zu Grunde liegt, steht im Vordergrund nicht die freudsche Auffassung der Sexualität, die mit den Kategorien des Mangels oder Absenz arbeitet, sondern es geht um die Kontroll- und Projektionsmechanismen der Psyche (z. B. die Kategorie des Über-Ich). Laut Edwards zeigt der zentrale Begriff der Studie – „männliches homosoziales Begehren“ (*male homosocial desire*) – besondere Nähe zum

Modell der Psyche nach Freud und zur Theorie der Projektion nach Klein (2009, 37). Dieser Begriff vereint in sich zwei kontradiktorische Aspekte und stellt ein Paradoxon dar. Auf der einen Seite steht die männliche Homosozialität, unter der die vielfältigen Beziehungen zwischen und unter den Männern zu verstehen sind. Diese, auch wenn sie nicht sexueller Natur sind, sind in unserem kulturellen Umfeld vorwiegend durch Homophobie, Angst und Hass gegenüber Homosexualität geprägt. Auf der anderen Seite gibt es die Kraft des potenziell erotischen Begehrens, das als homoerotisch oder homosexuell charakterisiert werden kann. Während nach Sedgwick der Gegensatz zwischen homosozial und homosexuell für Frauen weniger kontradiktorisch zu sein scheint, ist er für Männer in erster Linie dichotomisch. Die wesentlich diskontinuierliche Relation zwischen männlicher Homosozialität und männlicher Homosexualität hängt dabei mit der Ungleichheit der Macht zwischen Männern und Frauen zusammen und scheint für die Aufrechterhaltung der patriarchalen Strukturen wesentlich zu sein. Eine weitere Determinante, die die Homosozialität bestimmt, ist die „Angst vor Homosexualität“ (*homosexual panic*). Nach Sedgwick richtet sich die Homophobie nicht primär gegen Homosexuelle, es handelt sich dagegen um ein internalisiertes psychologisches Instrument, mit dem eben die Nicht-Homosexuellen im homosozialen Spektrum beherrscht und kontrolliert werden können: „So-called ‚homosocial panic‘ is the most private, psychologized form in which many twentieth-century western men experience their vulnerability to the social pressure“ (1992, 89). Die Angst vor Homosexualität äußert sich aber auch dadurch, dass das homoerotische Begehren in der Regel verschleiert, maskiert, verdeckt und hinter verschiedenen Symbolen und Andeutungen versteckt sein muss.

PRÄKONZEPTE DES QUEER READING

Mit der Verbindung zwischen Homophobie und Literatur hat sich die Anglistik schon ein Jahrzehnt vor Sedgwick beschäftigt. In der Einleitung der Zeitschrift *College English* (1974), die zum Thema homosexuelle Imagination hatte, betrachteten die Gasteditoren Louie Crew und Rictor Norton die Homophobie aus der Sicht der Produktion und Rezeption. Ihrer Meinung nach haben viele homosexuelle Schriftsteller_innen die gesellschaftliche Angst vor Homosexualität internalisiert, deshalb weist ihre Literatur nicht auf eine homosexuelle, sondern auf eine „heterosexuelle Krankheit“ hin (274). Diese bewegt die Schriftsteller_innen zur Selbstzensur und zum unauthentischen Sprechen, was jedoch nicht generalisiert werden darf. Von wesentlicher Bedeutung ist aber auch die Feststellung, dass die Angst vor Homosexualität nicht nur die Literaturproduktion im engeren Sinn, sondern auch die institutionelle Beschäftigung mit der Literatur beeinträchtigt. Dies geschieht auf eine doppelte Art und Weise. Zum einen trägt der akademische Diskurs als Konglomerat von Lehre, Publikationspolitik, Forschung und Bibliothekswesen aktiv zur Verbreitung der Homophobie bei, zum anderen herrscht hier eine Konspiration des Schweigens und der Ignoranz der Materie.

Diese Ansicht teilte Ende der 1970er Jahre auch Jacob Stockinger. Er wies darauf hin, dass der englische Schriftsteller E. M. Forster schon am Anfang des 20. Jahrhunderts von sexueller Voreingenommenheit der Literaturwissenschaft spricht. Laut

Stockinger gibt es aber nicht nur eine sexuelle Voreingenommenheit, sondern gleich mehrere. Zu diesen zählt er die Ignoranz, Herabsetzung und Verzerrung der Homosexualität, die Fragwürdigkeit der Methoden (darunter versteht er vor allem den biographischen Trugschluss, wenn die Sexualität im Hinblick auf den Autor und nicht auf den Text untersucht wird) und die Voreingenommenheit auf der Ebene des Textes (1987, 7–9). Seine Vorwürfe erhebt Stockinger aus der Position der „Minderheitenliteraturwissenschaft“, die er der „etablierten Literaturwissenschaft“ gegenüberstellt. Stockinger richtet seine Aufmerksamkeit insbesondere auf die distinktiven Merkmale, die die Homosexuellen von der Mehrheit und von anderen Minderheitsgruppen unterscheiden. Ganz zentral ist für ihn der Aspekt der Sichtbarkeit, denn anders als bei Frauen oder Schwarzen ist das Stigma der Homosexuellen (mit der Ausnahme von einigen stereotypisierten Vorurteilen) nach außen nicht wahrnehmbar. Daraus ergibt sich ein Konflikt zwischen der Selbstverleugnung und der Selbstbestätigung der eigenen Identität, der als weiteres Merkmal verstanden werden kann. Die homosexuelle Identität scheint ihm fließend und transformationell zu sein, denn sie basiert auf dem Unterschied zwischen der eigentlichen Identität (Tiefenstruktur) und der veränderbaren Oberfläche (*closet/outing*). Von einer ähnlichen Struktur sind auch Texte, die Stockinger als Homotexte bezeichnet: „Angesichts der Wechselwirkung von Form und Inhalt in der Kunst, besteht durchaus Anlaß zu erwarten, daß ‚Homotexte‘ sich diesem Zustand dauernden psychologischen Wandels mit Strukturen des Identitätswechsels anpassen werden“ (12). Die wechselseitige Wirkung zwischen der Oberfläche und der Tiefenstruktur des Textes demonstriert Stockinger anhand von literarischen Symbolen, Räumen, Sprachen und der Intertextualität. Das Besondere an Stockingers Arbeit ist die Verlagerung der Aufmerksamkeit von der biographischen Sicht zu anderen Möglichkeiten der Analyse (6).

Der kurze Exkurs zu Crew, Norton und Stockinger sollte zeigen, dass die Gedanken über die Auswirkung der Homophobie auf die literarischen Texte, über die Techniken der Verschleierung und Verstellung oder über die Unterscheidung zwischen der Oberfläche und der Tiefenstruktur des Textes die literaturwissenschaftlichen Fragenstellungen bereits vor Sedgwick angeregt haben. Bei Stockinger finden wir sogar mehrere Momente, mit denen sich Kosofsky Sedgwick in ihrer einflussreichen Studie *Epistemology of the Closet* (1990, dt. *Epistemologie des Verstecks*, 2003) auseinandersetzt, ohne sich dabei auf Stockinger zu beziehen. Das „Versteck“ (*closet*) ist nach Sedgwick „für Homophobie in einer Weise bezeichnend wie für keine andere Art der Unterdrückung“ (2003, 123). Die Stigmatisierungen, die auf Rasse, Geschlecht, Alter, Körpermaße oder Behinderung basieren, unterscheiden sich von ethnisch, kulturell oder religiös motivierten Unterdrückungen. Eine solche Differenzierung operiert genauso wie bei Stockinger entlang der Grenze der Sichtbarkeit. Dies ermöglicht Sedgwick das Coming-out der Homosexualität mit dem Stigma des Antisemitismus anhand der Geschichte der biblischen Esther und deren literarischer Verarbeitung zu vergleichen, wobei sie vor allem das transformative Potential des Coming-outs in Augenschein nimmt. Zu erinnern sei an dieser Stelle, dass nach Stockinger die transformationelle Identität zum Wesen der Homosexualität gehört und sich sogar in die Strukturen des Textes einschreibt, für Sedgwick haben dagegen die

Transformationen an der Schnittstelle zwischen Verhüllung und Enthüllung einen erkenntnistheoretischen Charakter. Als letztes Beispiel der intellektuellen Berührung der beiden Theoretiker kann das Lavieren zwischen den minorisierenden und universalisierenden Definitionen der Sexualität angeführt werden. Während Sedgwick in *Epistemologie des Versteckts* das Problem eher auf einer abstrakten Ebene löst und diese Unterscheidung für eine Sackgasse hält (137–143), interessiert sich Stockinger für das sexuelle Begehren in Verbindung mit dem Text. Sein Gedanke der „textuellen Sexualität“ evoziert auf den ersten Blick eine universale textuelle Struktur, diese müsse jedoch notwendig ähnlich wie das Konzept der Sexualität in einzelne Komponenten (Heterosexualität, Homosexualität, Bisexualität, Asexualität) zerlegt werden (1987, 10). Die Verbindung zwischen Text und Begehren führt uns zurück zum Begriff des Textbegehrens, der zwar im Literaturlexikon von Metzler keine Beachtung findet, jedoch für die Theoriebildung im Zusammenhang mit Queer Reading unerlässlich ist. Die bereits angedeutete Vagheit und die Möglichkeit, das Theorem sowohl mit psychoanalytischen Ansätzen als auch mit Theorien der Grenzüberschreitung, der Grenzübergänge oder der heterotopischen und utopischen Räume zu verbinden, zeugen davon, dass das Potenzial dieses Begriffs noch nicht ausgeschöpft ist. Für die weitere Forschung könnte interessant und zugleich herausfordernd sein, sich mehr gezielt auch mit den Ideen, die zeitlich vor der Geburtsstunde der Queer Theory liegen, auseinanderzusetzen und auf die früheren Arbeiten zum Thema Homosexualität und Literatur bewusst Bezug zu nehmen. Zu erwähnen ist an dieser Stelle, dass nicht nur die englischsprachige Literaturwissenschaft einige Gedanken von Sedgwick vorwegnimmt, sondern dass das Konzept des Textbegehrens auch in der Germanistik schon 1981 von Gallas theoretisiert wurde oder dass Keilson-Lauritz in Anlehnung an Stockinger auf einige spezifische Textstrategien der Homoerotik in ihrem Aufsatz *Maske und Signal* (1987) einging. Von Interesse könnten aber auch weitere Arbeiten der Forschungsgruppe „Homosexualität und Literatur“ sein (Wolfgang Popp, Gerhard Härle, Marita Keilson-Lauritz, Dirck Linck, Wolfram Setz u. a.), die sich im Jahr 1987, also etwa zeitgleich zur Entwicklung der grundlegenden Thesen von Sedgwick, an der Gesamthochschule Siegen formierte.

POLITISCHE DIMENSION VON QUEER

Auch wenn die Siegener Schule keinen Anschluss an die sich neu etablierende Queer Theory gefunden hat, ist es eben Gerhard Härle, der zur Kanonisierung von Queer Studies im *Metzler Lexikon Literatur* beiträgt. Er übersieht dabei aber nicht nur eines der wichtigen Theoreme, wie bereits dargestellt wurde, sondern es können auch weitere prinzipielle Missverständnisse in seiner Auffassung von Queer Studies festgestellt werden. Mit der Behauptung, Queer Studies würden „die Lösung gesellschaftlicher Ungerechtigkeiten nicht in der dialektischen Analyse (Aufhebung der Widersprüche), sondern in der Ästhetisierung (Gestaltung der Widersprüche)“ suchen (2010, 624), wird der Queer Theory sowohl eine politische Naivität als auch ethische Verantwortung zugeschrieben. Einer der Gründe für dieses Missverständnis könnte darin liegen, dass der Begriff *queer* seine Stärke ursprünglich aus dem politischen Aktivismus schöpft und fast zeitgleich einem neu entstehenden intellektuellen

Modell den Namen verleiht. Obwohl Teresa de Lauretis, von Anfang an von einer klaren Diskrepanz zwischen der politischen Bewegung der Organisation „Queer Nation“ und dem eigenen theoretischen Projekt spricht (1991, XVII), argumentiert Jagose, dass viele Queer-Theoretiker_innen die Unterscheidung zwischen Theorie und Politik in Frage stellen (2001, 140). Dass sich bis jetzt in dieser Frage weder die Theoretiker_innen noch die Aktivist_innen einig sind, beweisen auch die neuesten öffentlichen Auseinandersetzungen zwischen Judith Butler und Sabine Hark einerseits und Patsy l'Amour laLove, Alice Schwarzer u. a. andererseits (Butler – Hark 2017; Schwarzer 2017; Vukadinović 2017). Die politische Auffassung der Queer Theory ist wirklich spezifisch, Michael O'Rourke charakterisiert sie mit den Begriffen wie radikale Demokratie, Gerechtigkeit, Zukunft und Hoffnung. Seiner Meinung nach kann die queere Politik als schwache Gewalt oder als Revolte im Sinne von Julia Kristeva verstanden werden (2011, 108). Zugleich betont er aber, dass die Vorstellungen der gegenwärtigen Theoretiker_innen von einem utopischen Potenzial angetrieben werden (109–110). Nach meinem Dafürhalten haben diese Utopien nichts mit der Naivität gemeinsam, die Härle den Queer Studies unterstellt, denn wenn sie sich nur auf die Gestaltung und Ästhetisierung konzentrieren würden, wären sie nicht mal in der Lage die „Widersprüche“ zu benennen oder sie würden höchstens an der Oberfläche der zu untersuchenden Realität bleiben. Jedoch auch das analytische Verfahren dürfte nicht zur Aufhebung der Widersprüche führen, dafür wäre ein bis jetzt nicht vorhandener Transfer in die gesellschaftliche Praxis notwendig. Aus meiner Sicht agieren die Queer Studies auf der Ebene einer politischen Philosophie, die nicht mit der realen Politik zu verwechseln ist.

In Anbetracht dessen, dass Härle die Queer Studies im Rahmen der Literaturwissenschaft betrachten will, wirkt die Frage nach der Lösung der gesellschaftlichen Ungerechtigkeit befremdlich, denn in dieser Auffassung wäre die gesamte Literaturwissenschaft für die Lösung von gesellschaftlichen Problemen verantwortlich. Möchte man trotzdem die Queer Studies nach dem Zusammenhang von Literaturwissenschaft und Politik befragen, müsste man grundsätzlich von einer anderen Fragenstellung ausgehen. Zum Beispiel: Was gehört zum Zentrum und was zu den Rändern des literaturwissenschaftlichen Bereichs. Was für Machtbeziehungen gibt es zwischen den einzelnen Teilen des Systems? Welche Machtmechanismen und Verschleierungen begleiten die Prozesse der wissenschaftlichen Produktion, Publikation, des Peer-Review-Verfahrens, der Popularisierung, der Forschungsfinanzierung oder Lehre und auf welche Art und Weise werden diese naturalisiert? Stellen literaturwissenschaftliche Methoden und Modelle Identitätskonzepte dar oder handelt es sich eher um travestierende Praktiken? Das kritische Potenzial von Queer Reading lässt sich also als Schnittstelle zwischen dem theoretischen Entwurf einer politischen Utopie und der destabilisierenden Selbstbefragung der eigenen Disziplin charakterisieren.

Geht man zum Beispiel von der ersten der genannten Fragen aus, die nach dem Verhältnis zwischen dem Zentrum und den Peripherien fragt, kann man u. a. die Positionierung der Queer Studies im Rahmen der Literaturwissenschaft analysieren. Die Vorgänger der Queer Studies haben sich eindeutig als „Minderheitenliteratur-

wissenschaft“ eingeordnet. Dies gilt nicht nur etwa für Stockinger und die Literaturwissenschaft der 1970er und 80er Jahre, in Deutschland besteht diese Auffassung mindestens bis zum Ende der Tätigkeit der Siegener Gruppe und bis zum Einstellen der Zeitschrift *Forum Homosexualität und Literatur* im Jahre 2008. Wolfgang Popp äußerte sich diesbezüglich, dass man einem Wissenschaftler oder einer Wissenschaftlerin nicht mehr raten könne, sich auch nur nebenbei mit dem fast wieder zum Tabuthema gewordenen Thema Homosexualität zu beschäftigen (Bandel 2008). Pops Worte erinnern meiner Meinung nach an subjektive Identifikation mit der unterdrückten Randgruppe, was einerseits das Opfernarrativ reproduziert und andererseits zu falschen Rückschlüssen auf die Literaturwissenschaft führen kann. Bei der Darstellung der Kritik an Queer Studies wird im *Metzler Lexikon Literatur* nicht nur die innere Widersprüchlichkeit, das Widerständige und das Unsystematische von *queer* kritisiert, was durchaus plausibel ist, sondern es werden auch kritische Sichtweisen erwähnt, die in *queer* eine postmoderne Modeerscheinung und einen rebellischen Lebensstil sehen, „der sich in Vielfalt und Beliebigkeit erschöpfe“ (Härle 2010, 624). Damit wird die Kritik an dem alternativen Identitätsentwurf und einem „Lebensstil“ der Kritik auf der Ebene der Theorie undifferenziert gleichgestellt.

KONSTITUIERUNG UND INNERE STRATIFIZIERUNG DES QUEER READING

Die oben beschriebene Unterscheidung zwischen der Mitte und den Rändern der Wissenschaft betrifft aber nicht nur die Gegenüberstellung einer Nische zum literaturwissenschaftlichen Mainstream, sondern die trennende Achse entsteht auch innerhalb der Queer Studies selbst. Im Prozess der Konstituierung, Kanonisierung und Normalisierung der Disziplin wird im Rahmen der Literaturwissenschaft bestimmt, was für die Methode des Queer Reading zentral, weniger zentral oder peripher sei. Beispielhaft dafür ist auch meine vorherige Konzentration auf das Konzept des Textbegehrens und dessen Bedeutung. Ein weiteres Beispiel liefert die Darstellung der queeren Lektürepraktiken bei Andreas Blödorn (2010). Von vielen Richtungen der queeren Lektürepraxis werden bei Blödorn insbesondere zwei hervorgehoben – einerseits das Queering des Kanons und andererseits die dekonstruktivistische Leseweise. Beide Ansätze werden nur scheinbar gleichwertig nebeneinandergestellt, in der Wirklichkeit wird Letzterem Vorrang gegeben. Während im ersten Fall „*Queering the Canon* noch in konventioneller Hinsicht der feministischen Suche“ zugeordnet wird, wird in dem zweiten Fall von „einer grundsätzlich anderen Art zu lesen“ gesprochen, die „dem butlerschen Neuanatz“ entspricht und sogar „stärker noch als Butler selbst“ sein kann (401–402). Zu dieser Hierarchisierung trägt das Narrativ der Progression bei, das an der Wortwahl („konventionell“, „grundsätzlich anders“, „neu“, „stärker noch“) sichtbar ist. Betont wird insgesamt das neuere, dekonstruktive Moment, das auch laut Babka für den Ansatz des Queer Reading zentral sei (2009, 3 und 2008, 236). Sowohl Blödorn als auch Babka beziehen sich dabei auf Andreas Kraß, den ich an dieser Stelle noch einmal zitieren möchte:

Diese als „Queer Reading“ bezeichnete Leseweise fragt mit den methodischen Mitteln der Diskursanalyse, des Poststrukturalismus, der Psychoanalyse und der Dekonstruktivi-

on nach erotischen Subtexten und Schattengeschichten, die der heteronormativen Zeichenökonomie einer literarischen (bzw. filmischen) Erzählung zuwiderlaufen. Sie rechnet mit der Möglichkeit eines Textbegehrens, das in einer unterschweligen Ordnung kodiert und nicht mit jenem Begehren deckungsgleich ist, das sich in den Stimmen des Autors, des Erzählers und der Figuren artikuliert (2003, 22).

Trotz der im Zitat erwähnten Vielfalt der methodischen Mittel konzentrieren sich Babka und Blödorn stärker auf das der Dekonstruktion, wobei auch Kraß selbst an einer anderen Stelle die dekonstruktive Perspektive betont (Skoda 2006). Bei Blödorn wird sogar das Konzept des Textbegehrens explizit auf die Seite des dekonstruktivistischen Ansatzes verschoben. Er schreibt: „Dieser Ansatz wendet sich – stärker noch als Butler selbst – gegen jegliche Ausrichtung am Subjektivitätsdenken, gegen Biografismus und Enthüllungshermeneutik und fragt eher mit Sedgwick nach einem ‚Textbegehren‘ das sich [...] auf die Semiotik kultureller Texte richtet“ (2010, 402). Kraß verbindet das Textbegehren in seiner Definition jedoch unmittelbar mit der unterschweligen Ordnung, das heißt auch mit dem Subtext, den Schattengeschichten und der heteronormativen Zeichenökonomie, also mit denjenigen Aspekten, die Blödorn mit dem „Queering des Kanons“ verknüpft und dem butlerschen „Neuansatz“ gegenüberstellt (401). Außerdem ist auffällig, dass Blödorn nur die Revision des Kanons (und damit verbunden auch die Gegenlektüre oder das Lesen „gegen den Strich“) mit der „feministischen Suche“ assoziiert (401), bei dem dekonstruktivistischen Ansatz ist von der Verlinkung mit dem Feminismus keine Rede mehr. Übersehen werden dabei drei Tatsachen. Erstens, dass bereits die Strategie des „Wieder- und Gegenlesens“ mit der Dekonstruktion sehr eng zusammenhängt (Menke 1992, 438). Zweitens, dass sich die queere dekonstruktive Lektüre unmittelbar von der feministischen herleitet. Und drittens, dass sich diese Leseweise schon vor dem „Neuansatz“ von Butler (in *Körper von Gewicht*) und sogar vor Butlers erstem Ansatz (in *Unbehagen der Geschlechter*) konstituiert. Wenn Gudrun Perko behauptet, dass sich „innerhalb der Queer Theory keine deterministische Entwicklung aus feministischen Theorien ausmachen [lässt]“ (2008, 73), so mag das für die Queer Theory im Allgemeinen stimmen, nicht jedoch für den literaturwissenschaftlichen Ansatz des Queer Reading im Besonderen. Betrachtet man das Buch *Between Men* als eines „der einflußreichsten Texte der Queer Theory“ (Kraß 2003, 22), liegen gleich mehrere Argumente auf der Hand. Das Buch, in dem Sedgwick das neue Lektüremodell vorstellte, erschien bereits fünf Jahre vor Butlers *Unbehagen der Geschlechter*. In Anlehnung an den französischen Literaturwissenschaftler René Girard wollte Sedgwick in ihrer Arbeit den Kanon der europäischen und insbesondere der englischen Literatur fokussieren und dabei in eine dialektische Beziehung zum Diskurs der feministischen Theorie treten (1992, 17). Ihr Vorhaben, „to recruit the representational finesse of deconstructive feminism in the service of a more historically discriminate mode of analysis“ (12), verrät, dass sie sich eindeutig als feministische Leserin versteht, was sie auch an einer anderen Stelle des Textes wortwörtlich ausdrückt (13). Im Vorwort zur zweiten Ausgabe ihres Buches bestätigte Sedgwick die Verbindung zwischen dem Feminismus, der Dekonstruktion und der sich damals neu etablierenden Queer Theory erneut: „The most immediate audience I had in mind was other feminist scholars. [...] As

a deconstructive and very writerly close reader, I was surprised, exultant, grateful to be lifted into the whirlwind of that moment of activist grand theory“ (VII).

Interessant ist, dass der neue Lektüreansatz erst aus der retrospektiven Sicht seine Bezeichnung bekommt, in dem Text der Studie kommt der Ausdruck Queer Reading nämlich nicht vor und dasselbe gilt auch für die *Epistemologie des Verstecks* (2003), einen der weiteren kanonischen Texte der Queer Theory. Der Begriff taucht zum ersten Mal im Vorwort zur Neuausgabe von *Between Men* im Jahr 1992 auf (Sedgwick, X) und erst anschließend setzt sich Sedgwick mit dem Zusammenhang zwischen *queer* und dem Lesen in *Tendencies* (1994) auseinander. Ähnlich ist es aber auch bei Judith Butler. Während der Begriff *queer* in *Unbehagen der Geschlechter* (1991) nicht mal eine Erwähnung findet, avanciert er in *Körper von Gewicht* (1997) zu einer bedeutenden Analysekatgorie. Das, was Blödorn als „Neuansatz“ von Butler bezeichnet, lässt sich auch einfach als Re-Design und Rekontextualisierung der eigenen Theorie auffassen. Sowohl für Butler als auch für Sedgwick heißt es, den Begriff *queer* auf die eigenen früheren Ideen auszudehnen. Die Queer Theory und die literaturwissenschaftliche Methode des Queer Reading konstituieren sich demnach, ähnlich wie der Begriff *queer* selbst, im Prozess der Resignifikation.

Die Konstituierung der Queer Theory im angloamerikanischen Kontext unterscheidet sich jedoch teilweise von derjenigen im deutschsprachigen Raum. Geht man davon aus, dass *queer* „ein paradigmatisches Beispiel für eine erfolgreiche Aneignung und Resignifikation eines ursprünglich abwertenden und stigmatisierenden Ausdrucks“ ist (Babka – Posselt 2016, 84), stimmt diese Aussage nur für den englischsprachigen Raum, nicht aber für andere Kulturkreise. Die Resignifikation als performative Handlung kann nämlich nur dann erfolgreich sein, wenn sie

frühere Handlungen echogleich wiedergibt und die Kraft der Autorität durch die Wiederholung oder das Zitieren einer Reihe vorgängiger autoritativer Praktiken akkumuliert. Das bedeutet also, daß eine performative Äußerung in dem Maße „funktioniert“, wie sie die konstitutiven Konventionen, von denen sie mobilisiert wird, heranzieht und verdeckt. In diesem Sinne kann kein Begriff oder keine Erklärung ohne die akkumulierende und verschleiernde Geschichtlichkeit der Kraft performativ fungieren. Diese Auffassung von Performativität beinhaltet, daß der Diskurs eine Geschichte hat, die seinen heute üblichen Verwendungen nicht bloß vorhergeht, sondern sie bedingt (Butler 1997, 311–312).

Weil *queer* im deutschen Sprachraum keine eigene Begriffsgeschichte hat, weil es keine historisch bedingte Zeichenkette gibt, die aufgegriffen, durchbrochen, verschoben und umfunktionalisiert werden könnte, kann man nur sehr schwer von einer Iteration, Aneignung und Resignifikation sprechen. Auch laut Hark schöpft *queer* aus dem „homophoben“ gesellschaftlichen Unbewussten, deshalb meint sie, dass der Ausdruck „im deutschsprachigen Raum niemals skandalträchtig operieren konnte und deutlich schneller als im englischsprachigen Raum vor allem in einer kommerzialisierten Artikulation Verbreitung fand“ (2004, 74). Von der Kommerzialisierung, Verwässerung und vom inflationären Gebrauch des Wortes in der alltäglichen Praxis ist auch Manuela Kay überzeugt und behauptet, dass *queer* „gar nichts mit kritischer Betrachtung der heteronormativen Gesellschaft zu tun hat“ (2012, 85). Die Absenz der Begriffsgeschichte und des provokativen Potenzials gilt auch für den slowaki-

schen kulturellen Kontext, in dem der Diskurs eigene diffamierende und affirmative Bezeichnungen hervorgebracht hat, die nicht völlig mit dem Ausdruck *queer* identisch sind. Um zu verstehen, was *queer* ist, schlägt deshalb Kobová vor, dessen aktuellen Gebrauch in unterschiedlichen Gemeinschaften, in unterschiedlichen Regionen der Welt, in der geschriebenen und gesprochenen Sprache, im Mainstream und in den Subkulturen zu untersuchen (2011, 316). Die Queer Theory stützt sich jedoch auf keine solchen Untersuchungen, sodass wir den Begriff *queer*, solange keine relevante empirische Forschung vorliegt, nur im Sinne eines importierten Gedankenkonstrukts verstehen müssen. Dies an sich stellt kein Hindernis dar, um das Theorem erkenntnistheoretisch und analytisch produktiv zu machen.

Der Einzug des Queer Reading in die germanistische Literaturwissenschaft erfolgte etwa ein Jahrzehnt nach dem, was ich als Rekontextualisierung des vorherigen Lektüremodells von Sedgwick bezeichnet habe. Trotz der Behauptung, dass sich die Queer Studies aus den Gay and Lesbian Studies entwickelt haben, verzeichnet die Etablierung des Queer Reading in der Literaturwissenschaft teilweise einen Kontinuitätsbruch. Sedgwick selbst knüpft in ihrer Arbeit nicht an die vorherigen Studien von Crew, Norton oder Stockinger an, stattdessen adaptiert sie die Gedanken von Girard. Die Germanistik konzentrierte sich ebenso stärker auf den Import des neuen Theoriemodells aus der amerikanischen Literaturwissenschaft, die Ansätze z. B. von Helga Gallas, Keilson-Lauritz oder der Siegener Schule wurden nicht produktiv aufgenommen. Die Auseinandersetzung mit den Vorgängern diente vor allem der Abgrenzung des Neuen vom Alten. Ein Beispiel lieferte schon die Arbeit von Susanne Reichlin, die sich von Gallas abgrenzt, ein anderes können wir bei Andreas Kraß finden. Aus der Auseinandersetzung mit dem Werk von Hans Mayer und Heinrich Detering zieht er folgende Schlussfolgerung: „Mit ihrem Biographismus, ihrer Enthüllungshermeneutik, ihrem Homosexualitätskonzept repräsentieren Mayer und Detering ein Lektüremodell, das den Methoden und Zielen des Queer Reading diametral entgegensteht“ (2008, 41).

Der neue methodische Ansatz, wie die bisherige Analyse gezeigt hat, betont dagegen vordergründig das Moment der Dekonstruktion. Nach de Lauretis ist das Anliegen der Queer Theory „to deconstruct the silences of history and of our own discursive constructions“ (1991, XVI). Und auch laut Butler geht es in der queeren Forschung einerseits um eine historische Untersuchung, die nicht von der Stabilität des Homosexualitätsbegriffs ausgeht und die die Formierung der Homosexualitäten sichtbar machen kann und andererseits um die Analyse der entstellenden und zweckentfremdenden Macht von *queer* selbst (1997, 315). Eben diese zwei Aspekte fließen unmittelbar in die Definitionen des Queer Reading im deutschsprachigen Kontext ein. Laut Blödorn verfolgen die queeren Lektürepraktiken ein doppeltes Ziel, „wenn sie sich auf das Aufdecken normativer ebenso wie auf das Aufdecken subversiver Textstrukturen richten, deren diskursives Verhältnis sie zueinander ins Verhältnis zu setzen suchen“ (2010, 403). Für Kraß ist Queer Reading „eine theoretisch und methodisch verantwortete Lektürepraxis [...], mit deren Hilfe man die heterosexuelle Oberflächenstruktur eines literarischen Textes dekonstruieren und seine homo-sozialen Tiefenstrukturen zu Tage befördern kann“ (2004, 233) bzw. eine Leseweise,

die mit „der Möglichkeit eines Textbegehrens [rechnet], das in einer unterschwellig symbolischen Ordnung kodiert [...] ist“ (2003, 22). Bei Babka und Hochreiter handelt es sich um eine Methode, die „Texte auf ihre heteronormative Zeichenökonomie hin untersucht, queere Subtexte sichtbar macht und Lesarten ermöglicht, die die Konstruktion von binären Sexualitäts- und Geschlechtskonzepten decouvrieren“ (2008, 12).

Diese Definitionen verbindet noch ein weiterer Aspekt, und zwar die Tatsache, dass sie die Methode des queeren Lesens mit den Begriffen wie „Aufdecken“, „Tiefenstrukturen zu Tage befördern“ oder „decouvrieren“ beschreiben, weil die zu entdeckenden Wahrheiten „unter der Schwelle“ verborgen liegen, unsichtbar bzw. „kodiert“ sind. Das erinnert an das Vokabular, das auch Butler in ihren Werken verwendet. Sedgwick ist bei der Analyse von *Unbehagen der Geschlechter* das häufige Auftreten der Ausdrücke wie „offenbaren“, „entlarven“, „in Szene setzen“, „aufdecken“, „enthüllen“ etc. aufgefallen. Sie fasst zusammen:

Wie ich argumentiert habe, sind diese endlos durchführbaren und lehrbaren Protokolle der Enthüllung in den Untersuchungen der Kulturwissenschaften und des Historicism inzwischen allgemein im Umlauf. Wenn der Triumphalismus einer paranoiden Hermeneutik eine offensichtliche Gefahr birgt, so liegt diese im breiten konsensuellen Rundumschlag dieser methodologischen Annahmen. Das gegenwärtige nahezu professionelle Einverständnis darüber, was ein Narrativ, eine Erklärung oder eine angemessene Historisierung darstellt, kann, wenn es unhinterfragt fortbesteht, unbeabsichtigt den Genpool literaturkritischer Perspektiven und Fähigkeiten dezimieren (2014, 385).

Das bedeutet, dass sowohl Butler als auch andere Theoretiker_innen von einer Hermeneutik des Verdachts angetrieben sind. Auch wenn sich die Definitionen des Queer Reading von der „Enthüllungshermeneutik“ (Blödorn) oder von der „Camouflage“ (Kraß) distanzieren, greifen sie schließlich jenes Vokabular auf, das nach Sedgwick ein paranoides Denken indiziert. Verdacht und Paranoia werden somit zu einer spezifischen Form epistemischer und hermeneutischer Praxis, die auf „entmystifizierende Aufdeckung“ hofft und sich im Modus des paranoiden Lesens realisiert (Sedgwick 2014). Offensichtlich ist, dass sich die paranoide Hermeneutik des Verdachts unbemerkt in die antihomophoben, feministischen oder queeren Projekte Eingang verschafft. Aus diesem Grund ist es notwendig, sich mit dem Phänomen der Paranoia und des paranoiden Lesens näher auseinanderzusetzen.

REVISION IM ZEICHEN DES REPARATIVEN LESENS

In der Einleitung zum Sammelband *Novel Gazing. Queer Readings in Fiction* gibt Sedgwick offen zu, dass ein guter Teil ihres eigenen Schreibens durch die paranoide Theorie gekennzeichnet war (1997, 22). Obwohl sie keine konkreten Texte nennt, kann man davon ausgehen, dass die Selbstkritik sowohl *Between Men* als auch *Epistemologie des Verstecks*, beide grundlegende Texte des Queer Reading, betrifft. Der Hermeneutik des Verdachts und dem paranoiden Lesen stellt Sedgwick ein neues Konzept entgegen, das sie insbesondere in Anlehnung an Silvan Tomkins und Melanie Klein entwickelt und mit dem Ausdruck „reparatives Lesen“ (*reparative reading*) bezeichnet. Im Rahmen des neuen Projektes empfiehlt Sedgwick den Fragen der

Geschlechterdifferenz und Geschlechtergleichheit weniger Gewicht beizumessen und sich von dem freudianischen homophobiezentrierten Verständnis von Paranoia abzuwenden (1997, 25). Daraus ergibt sich unter anderem, dass die Fragen der Aufdeckung der heteronormativen Zeichenökonomie oder der binären Konstruktion des Geschlechts bzw. der Sexualität im Queer Reading keine zentrale Rolle mehr spielen sollten, und dass mehrere Theoreme (wie z. B. homosoziales Begehren, männliche Angst vor Homosexualität, Epistemologie des Verstecks) einer kritischen Überprüfung bedürfen.

Wie aus den oben besprochenen Darstellungen des Queer Reading bei Härle, Kraß, Blödorn, Hochreiter und Babka hervorgeht, hat die germanistische Literaturwissenschaft diese kritische Rekonstruktion der Methode des Queer Reading bei Sedgwick außer Acht gelassen. Dabei ist offensichtlich, dass für Sedgwick die Verschiebung der Aufmerksamkeit vom paranoiden zum reparativen Lesen von großer Bedeutung war. Den Aufsatz mit dem Titel *Paranoides Lesen und reparatives Lesen oder paranoid, wie Sie sind, glauben Sie wahrscheinlich, dieser Essay handle von Ihnen*, der ursprünglich zur Einleitung von *Novell Gazing* gehörte, nahm Sedgwick auch in ihr späteres Buch *Touching Feeling. Affect, Pedagogy, Performativity* (2003) auf, womit sie bereits zum zweiten Mal den eigenen theoretischen Ansatz rekontextualisierte. Im Mittelpunkt der neuen Epistemologie stehen diesmal das nichtdualistische Denken und die Pädagogik des Buddhismus. Sedgwick ist der Ansicht, dass sich viele akademische Diskurse (darunter Psychoanalyse, Dekonstruktion oder Postkolonialismus) gegen dualistische Auffassungen wenden und die binäre Logik kritisieren, ohne jedoch neue Strukturen des Denkens zu modellieren und vorzuführen (2). Sedgwick demonstriert zum Beispiel, dass die Verwendung von Ausdrücken wie „hinter“ (beyond) oder „unter“ (beneath) zum dualistischen Denken führt, während der Ausdruck „neben“ (beside) ein völlig anderes Kraftfeld im Denken kreiert (8). Meiner Meinung nach sind aus dieser Perspektive die Fragen nach dem subversiven Subtext, der *unter* der Oberfläche liegt, oder danach, was *hinter* der Heteronormativität steht usw., immer einer binären Logik verpflichtet und somit für eine queere Lektüre ungeeignet. Der neue Gedankenkontext vermindert sogar den scheinbar scharfen Gegensatz zwischen dem paranoiden und dem reparativen Lesen, denn im Sinne der Logik des Daneben muss das reparative Lesen als Versuch wahrgenommen werden, den dekonstruktiven Lektüren eine Alternative und eine Ergänzung zur Seite zu Stellen.

Im Kontext des Daneben-Denkens kann man auch Sedgwicks Auseinandersetzungen mit den Performativitätstheorien von Austin, Derrida und Butler betrachten. Sedgwick macht darauf aufmerksam, dass die gegenwärtige Auffassung der Performativität bipolar ist, denn sie verkörpert den theatralischen Diskurs einerseits mit dem Diskurs der Sprechakttheorie und der Dekonstruktion andererseits. Außerdem stellt sie fest, dass Derrida und Butler die Performativität rein aus der Sicht der temporalen Komplexität analysieren – die Iteration, Zitierbarkeit, das „immer schon da gewesen“ und die ständige Bewegung zwischen der Vergangenheit, Gegenwart und der Zukunft der Begriffe zeugen von einer rein zeitlichen Wahrnehmung des Phänomens. Um diesen Fokus zu dezentrieren, schlägt Sedgwick eine neue Kategorie von Aussagen vor. Mit dem Neologismus „periperformativ“ bezeichnet sie diejenigen

Aussagen, die die performativen Aussagen umkreisen, signifizieren bzw. bezeugen (67–68). Ausgehend von Sedgwick ist es meiner Meinung nach wichtig zu fragen, wie die Kategorie *queer* und ihre performative Kraft aus der räumlichen Perspektive gedeutet und gelesen werden können und in was für einer Wechselwirkung die performativen und periperformativen Aussagen miteinander stehen. Weitere interessante Fragenstellungen könnten entstehen, wenn wir den literarischen Text als Summe von performativen Aussagen auffassen und die Literaturwissenschaft im Bereich der Periperformativität ansiedeln würden.

Während das Theorem der Periperformativität bis jetzt keine bemerkenswerte Aufmerksamkeit auf sich zog, verzeichnete das Konzept des reparativen Lesens ein beachtliches Interesse, sodass Wiegman (2014) im Nachhinein sogar von einem „reparative turn“ spricht. Unbeantwortet blieb die Frage, warum in der germanistischen Literaturwissenschaft dieser wichtige Aspekt in die Darstellungen des Queer Reading nicht aufgenommen wurde. Andreas Kraß setzte sich in seinem Buch *Queer Denken* (2003), mit dem sich die Queer Theory den Weg in die deutschsprachige Literaturwissenschaft ebnete, vor allem mit dem früheren Werk von Sedgwick auseinander. Obwohl er dabei auch die Studien *Novel Gazing* rezipierte, nahm er das Problem des reparativen Lesens nicht wahr. Da Sedgwick ihr Modell der queeren Lektüre etwa zeitgleich zur Veröffentlichung des Buches von Kraß rekontextualisierte, ist es nachvollziehbar, dass der Autor diese Entwicklung nicht berücksichtigen konnte. Die darauffolgende Forschung (Babka, Hochreiter, Blödorn, Härle, aber auch Kraß selbst) bezieht sich jedoch immer wieder nur auf die von Kraß vorgelegten Theoreme. Dies lässt sich mit der Tatsache erklären, dass sich die Queer Theory im deutschsprachigen Raum zuerst akademisch und literaturwissenschaftlich etablieren wollte, aus dieser Hinsicht wäre die gleichzeitige Destabilisierung und Infragestellung des eigenen Projektes vielleicht kontraproduktiv. Jedoch auch nachdem die Queer Studies im akademischen Umfeld angekommen sind, hält die Forschung an den bisherigen Vorstellungen fest (Babka 2009; Babka – Posselt 2016; Blödorn 2010; Härle 2010; Kraß 2012, 2013, 2015). Die Gründe dafür liegen meines Erachtens erstens darin, dass die Entwicklung von anderen theoretischen Ansätzen (etwa der postkolonialen Theorie) den Fokus des eigenen Interesses verschob und dass Queer Reading in neuen Zusammenhängen kontextualisiert wurde (wie z. B. bei Babka 2009), zweitens darin, dass die Aufnahme eines sich gegen die traditionellen Auffassungen der Dekonstruktion und Performativität richtenden Ansatzes die eigenen Forschungsziele subvertieren würde (z. B. Fokus auf die Dekonstruktion bei Babka – Posselt 2016 bzw. auf die butlersche Auffassung der Queer Theory bei Blödorn 2010) und schließlich darin, dass sich der Ansatz des Queer Reading im literaturwissenschaftlichen System immer aufs Neue behaupten muss (z. B. Kraß 2013).

AUSBLICK

Für die zukünftigen Projekte des Queer Reading im deutschsprachigen Raum ist aus meiner Sicht notwendig, auf die bisherige hegemoniale Position des dekonstruktiven Ansatzes zu verzichten und das dekonstruktiv-paranoide Lesen mindestens um das reparative Lesen und möglicherweise um weitere noch zu entwickelnde

hermeneutische Praktiken zu erweitern. Die ersten Schritte in Richtung einer reparativen „Wende“ im deutschsprachigen Raum wurden bereits mit dem Sammelband *Affekt und Geschlecht* (Baier et al. 2014) eingeleitet. In der Anthologie liegt zum ersten Mal auch die deutsche Übersetzung des Essays *Paranoides Lesen und reparatives Lesen* vor und die Texte von Angerer, Baier und Caci beziehen sich unmittelbar auf Sedgwick. Alle Beiträge des Bandes stehen jedoch in Verbindung mit dem Vorhaben, das neue Forschungsfeld der Affect Studies akademisch zu begründen. Die Affect Studies erheben den Anspruch „eine neue Verhältnisbestimmung zwischen dem individuellen Erleben und gesellschaftlichen Machtverhältnissen zu leisten“ und wollen „ausgehend von Affekten binäre und damit hierarchische Strukturen dekonstruieren, wie es stets auch Anliegen feministischer Theorie gewesen ist“ (14). Die Berufung auf die Dekonstruktion und die Bildung von Allianzen ist offensichtlich auch weiteren poststrukturalistischen Ansätzen eigen. Im Sinne der Transdisziplinarität und Intersektionalität hoffen sie auf die Subversion und Dekonstruktion der bestehenden Machtverhältnisse und Normen. Auch Queer Studies haben sich bisher vorwiegend primär aus der Position der Antinormativität definiert (Wiegman – Wilson 2015). Die gemeinsame Grundlage für die teilweise unterschiedlichen Zugänge bilden dabei einerseits die Opposition zu den Normen und andererseits die Auseinandersetzung mit den Begriffen, die diese Normen definieren (wie z. B. Dominanz, Hegemonie, Ausschließung, Identität usw.). Mit der Zeit entstanden selbstständige Arbeitsfelder zu den Fragen des Transgenders, der Behinderung, des Affekts, des Postkolonialismus oder des Transhumanismus und einige mehr. Die Queer Studies an sich setzten sich nicht nur mit der Frage der Heteronormativität auseinander, sondern entdeckten auch den eigenen blinden Fleck in der Kategorie der Homonormativität. Obwohl Kraß in dem Interview mit Ansgar Skoda auch das Problem der Hierarchisierung der Homosexualität erwähnt, stellt er dabei insbesondere die Stratifizierung aufgrund des Geschlechts in den Vordergrund (Skoda 2006). Es sind mir jedoch keine deutschsprachigen literaturwissenschaftlichen Untersuchungen bekannt, die aus der Sicht des Queer Reading das Problem der Homonormativität differenzierter befragen würden. Die Queer Studies entdecken und entwickeln noch weitere Normativitätskonzepte, anhand deren es immer wieder zu einer Verschiebung der Kategorie *queer* kommt. Neben der Homonormativität sind es die Konzepte des Homonationalismus, der Nonnormativität, der Cisnormativität oder der Normativität im Rahmen der „crip theory“. Es zeigt sich jedoch, dass die auf die Antinormativität angelegte Epistemologie genauso kritisch betrachtet werden muss, wie die Idee der Normativität selbst. Wiegman und Wilson sehen in der Antinormativität eine queere Konvention und behaupten: „queer antinormativity generates and protects the very propriety it claims to despise“ (2015, 18). Jagose warnt davor, dass die antinormativ gerichteten Projekte, die teilweise ihre Impulse aus dem butlerschen Anti-Essentialismus schöpfen, die Antinormativität als neue Proto-Identität oder als Identitätseffekt verfestigen können (43). Wie die neuen Anti-Antinormativitätskonzepte das Umfeld der Kategorie *queer* verändern und welche Konsequenzen sich daraus für die Methode des Queer Reading ergeben, ist noch abzuwarten.

Auch die hier dargestellte Sicht auf die Verankerung und Verfestigung des Queer Reading in der germanistischen Literaturwissenschaft soll nicht als Verneinung und Umstürzung der bisherigen Auffassungen verstanden werden, stattdessen sollen mehrere Richtungen für die weiteren Verschiebungen und Neukontextualisierungen von queeren Lesarten angedeutet werden. Auf eine tiefergehende Revision warten die Fragen des Textbegehrens, der politischen Utopie, der Periperformativität, der Dezentralisierung des dekonstruktiven Ansatzes, oder der Außerkraftsetzung der paranoiden Hermeneutik. Dabei sollte die binäre Logik, die sich sogar des Denkens der Antinormativität bemächtigt, durch die Logik des Daneben komplementiert werden. In diesem Sinne soll das reparative Moment keine Wende darstellen, sondern dem Begriff *queer* im Hinblick auf die eigene Vergangenheit und Vorvergangenheit mehrere Wege in die Zukunft weisen.

LITERATUR

- Babka, Anna – Susanne Hochreiter, Hrsg. 2008. *Queer Reading in den Philologien*. Wien: Vienna University Press.
- Babka, Anna. [2008] 2009. „Sich in der Vorläufigkeit einrichten oder „In-side-out“: postkoloniale Theorie und Queertheorie im Theorie- und Deutungskanon der Germanistischen Literaturwissenschaft.“ In *Der Kanon – Perspektiven, Erweiterungen und Revisionen*, hrsg. von Jürgen Struger, 163–176. Wien: Präsenz. Zit. 22. Oktober 2017. <http://www.kakanien.ac.at/beitr/postcol/ABabka1/>.
- Babka, Anna – Gerald Posselt. 2016. „Queer.“ In *Gender und Dekonstruktion*, hrsg. von Anna Babka – Gerald Posselt, 83–84. Wien: Facultas Verlag.
- Baier, Angelika – Christa Binswanger – Jana Häberlein – Yv Eveline Nay – Andrea Zimmermann, Hrsg. 2014. *Affekt und Geschlecht. Eine einführende Anthologie*. Wien: Zaglossus.
- Bandel, Jan-Frederik. 2008. „Rückkehr zu den seriösen Fachblättern.“ *Frankfurter Rundschau* 5. 6. Zit. 22. Oktober 2017. <http://www.fr.de/kultur/literatur/rueckkehr-zu-den-serioesen-fachblaettern-a-1182539>.
- Blödorn, Andreas. 2010. „Judith Butler.“ In *Klassiker der modernen Literaturtheorie*, hrsg. von Matías Martínez – Michael Scheffel, 385–406. München: Verlag C. H. Beck.
- Butler, Judith. [1990] 1991. *Das Unbehagen der Geschlechter*. Übers. von Kathrina Menke. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Butler, Judith. [1993] 1997. *Körper von Gewicht*. Übers. von Karin Wördemann. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Butler, Judith – Sabine Hark. 2017. „Die Verleumdung.“ *Zeit* 33. Zit. 10. Oktober 2017. <http://www.zeit.de/2017/32/gender-studies-feminismus-emma-beissreflex>.
- Crew, Louie – Norton Rictor. 1974. „The Homophobic Imagination.“ *College English* 36, 3: 272–290.
- Edwards, Jason. 2009. *Eve Kosofsky Sedgwick*. London – New York: Routledge.
- Halperin, David. 2003. „The Normalization of Queer Theory.“ *Journal of Homosexuality* 45, 2–4: 339–343.
- Hark, Sabine. 2004. „Queering oder Passing: Queer Theory – eine ‚normale‘ Disziplin?“ In *Gender Studies: Wissenschaftstheorien und Gesellschaftskritik*, hrsg. von Therese Frey Steffen et al., 67–82. Würzburg: Königshausen und Neumann.
- Härle, Gerhard. 2010. „Queer Studies.“ In *Metzler Lexikon Literatur*, hrsg. von Burdorf, Dieter – Christoph Fasbender – Burkhard Moeninghoff, 624. Stuttgart – Weimar: Verlag J. B. Metzler.
- Jagose, Annamarie. [1996] 2001. *Queer Theory. Eine Einführung*. Übers. von Corinna Genschel – Caren Lay – Nancy Wagenknecht – Volker Woltersdorff. Berlin: Querverlag.
- Jagose, Annamarie. 2015. „The Trouble with Antinormativity.“ *differences. A Journal of Feminist Cultural Studies* 26, 1: 26–47.

- Kay, Manuela. 2012. „Der Queer-Nebel – Warum heute niemand mehr schwul oder lesbisch sein will.“ In *Queer zur Norm. Leben jenseits einer schwulen oder lesbischen Identität*, hrsg. von Bodo Niedel – Volker Weiß, 81–85. Hamburg: Männerschwarm Verlag.
- Kobová, Lubica. 2011. „Queer a podryvanie identity: queer teória a feminizmus.“ In *Rodové štúdiá. Súčasné diskusie, problémy a perspektívy*, hrsg. von Zuzana Kiczková et al, 312–330. Bratislava: Univerzita Komenského v Bratislave.
- Kraß, Andreas. 2002. „Männerfreundschaft. Bündnis und Begehren in Michel de Montaignes Essay De l'amitié.“ In *Bündnis und Begehren. Ein Symposium über die Liebe*, hrsg. von Andreas Kraß – Alexandra Tischel, 127–141. Berlin: Erich Schmidt.
- Kraß, Andreas. 2003. „Queer Studies – Eine Einführung.“ In *Queer Denken. Queer Studies*, Andreas Kraß, 7–30. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Kraß, Andreas. 2004. „Queer lesen: Literaturgeschichte und Queer Theory.“ In *Gender Studies. Wissenschaftstheorien und Gesellschaftskritik*, hrsg. von Therese Frey Steffen – Caroline Rosenthal – Anke Våth, 233–248. Würzburg: Königshausen und Neumann.
- Kraß, Andreas. 2008. „Camouflage und Queer Reading.“ In *Queer Reading in den Philologien*, hrsg. von Anna Babka – Susanne Hochreiter, 29–42. Wien: Vienna University Press.
- Kraß, Andreas. 2012. „Der Sündenbockmechanismus. Ein Queer Reading von Hans Christian Andersens Märchen Die kleine Meerjungfrau.“ In *Queer zur Norm. Leben jenseits einer schwulen oder lesbischen Identität*, hrsg. von Bodo Niedel – Volker Weiß, 86–106. Hamburg: Männerschwarm Verlag.
- Kraß, Andreas. 2013. „Rolle Rückwärts? Eine Kritik der Kritik der Kritischen Heteronormativitätsforschung (Queer Studies).“ *Lili. Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 172. Zit. 4. November 2017. <http://www.lili.uni-siegen.de/ausgaben/2013/lili172.html?lang=de>.
- Kraß, Andreas. 2015. „Kritische Heteronormativitätsforschung (Queer Studies).“ In *Literatur- und Kulturtheorien in der Germanistischen Mediävistik*, hrsg. von Christiane Ackermann – Michael Egerding, 317–348. Berlin – Boston: Walter de Gruyter.
- Lauretis, Teresa, de. 1991. „Queer Theory: Lesbian and Gay Sexualities.“ *differences: A Journal of Feminist Cultural Studies* 3, 2: III–XVIII.
- Lauretis, Teresa, de. 1994. „Habit Changes.“ *differences. A Journal of Feminist Cultural Studies* 6, 2–3: 296–313.
- Malle, Julia. 2008. „Text und Begehren. Zu Andreas Kraß' Verständnis von Queer Reading.“ In *Queer Reading in den Philologien*, hrsg. von Anna Babka – Susanne Hochreiter 47–50. Wien: Vienna University Press.
- Menke, Bettina. 1992. „Verstellt: Der Ort der Frau.“ In *Dekonstruktiver Feminismus: Literaturwissenschaft in Amerika*, hrsg. von Barbara Vinken, 436–476. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- O'Rourke, Michael. 2011. „The Afterlives of Queer Theory.“ *continent* 1, 2: 102–116.
- Perko, Gudrun. 2008. „Wissenschaftstheoretische Grundlagen zu Queer Theory als Hintergrundfolie von Queer Reading.“ In *Queer Reading in den Philologien*, hrsg. von Anna Babka – Susanne Hochreiter, 69–88. Wien: Vienna University Press.
- Reichlin, Susanne. 2008. „Gescheiterte Liebeserziehung, gelungene Beschriftung: Sprache und Begehren im Märe ‚Des Mönchs Not‘.“ In *Schrift und Liebe in der Kultur des Mittelalters*, hrsg. von Mireille Schnyder, 221–241. Zit. 10. Oktober 2017. Berlin: De Gruyter. <https://doi.org/10.1515/9783110207286.221>.
- Schwarzer, Alice. 2017. „Der Rufmord.“ *Zeit* 33. Zit. 10. Oktober 2017. <http://www.zeit.de/2017/33/gender-studies-judith-butler-emma-rassismus>.
- Sedgwick, Eve Kosofsky. [1985] 1992. *Between Men. English Literature and Male Homosocial Desire*. New York: Columbia University Press.
- Sedgwick, Eve Kosofsky. [1990] 2003. „Epistemologie des Verstecks.“ In *Queer Denken. Queer Studies*, hrsg. von Andreas Kraß, 113–143. Übers. von Sylvia Mieszkowski – Andreas Kraß. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Sedgwick, Eve Kosofsky. [1993] 1994. *Tendencies*. London: Routledge.
- Sedgwick, Eve Kosofsky. [1997] 2014. „Paranoides Lesen und reparatives Lesen.“ In *Affekt und Geschlecht. Eine einführende Anthologie*, hrsg. von Angelika Baier – Christa Binswanger – Jana Häberlein – Yv Eveline Nay – Andrea Zimmermann, 355–399. Übers. von Dagmar Fink – Birgit Mennel. Wien: Zaglossus.

- Sedgwick, Eve Kosofsky. 1997. *Novel Gazing. Queer Readings in Fiction*. Durham – London: Duke University Press.
- Sedgwick, Eve Kosofsky. 2003. *Touching Feeling. Affect, Pedagogy, Performativity*. Durham – London: Duke University Press.
- Skoda, Ansgar. 2006. „Die Heteronormativität aufbrechen. Anders denkbar machen.“ *Kritische Ausgabe Plus*. Zit. 22. Oktober 2017. <http://www.kritische-ausgabe.de/artikel/»die-heteronormativität-aufbrechen-anderes-denkbar-machen«>.
- Stockinger, Jacob. [1978] 1987. „Homotextualität – Ein Vorschlag.“ Übers. von Marita Keilson-Lauritz. *Forum Homosexualität und Literatur* 2: 5–26.
- Vukadinović, Vojin Saša. 2017. „Gender Studies – Die Sargnägel des Feminismus?“ *Emma* 7, 8: 66–69.
- Wiegman, Robyn – Elizabeth A. Wilson. 2015. „Introduction: Antinormativity’s Queer Conventions.“ *differences: A Journal of Feminist Cultural Studies* 26, 1: 1–25.
- Wiegman, Robyn. 2014. „The times we’re in: Queer feminist critiques and the reparative turn.“ *Feminist Theory* 15, 1: 4–25.

A preliminary revision of queer reading

Queer reading. Reparative reading. Paranoid reading. Reparative turn. Normalization.

The study focuses on the evolution and normalization of queer reading in German literary studies. Based on an analysis of texts which seem to be canonical for the academic concept of queer reading, the weaknesses, strengths and futurity of this hermeneutic model and its importance and contribution to the literary criticism are discussed.

PhDr. Ján Demčíšák, PhD.
Department of German Studies
Faculty of Arts
University of Ss. Cyril and Methodius
Nám. J. Herdu 2
917 01 Trnava
Slovak Republic
jan.demcisak@ucm.sk